

Frau Oberst a. D. stiftet einen Marsch

Grossauftritt Schaffhausens am Jahresrapport der Pz Br 11 in Winterthur. Regierungsrätin Widmer Gysel schwelgte in eigenen Militärerinnerungen und brachte ein musikalisches Geschenk mit.

VON MARK LIEBENBERG

900 Offiziere, über hundert geladene Gäste aus Politik und Verwaltung und etliche Medienvertreter fanden sich gestern zum Jahresrapport der Panzerbrigade 11 in den Eulachhallen Winterthur ein – eine der sehr wenigen Frauen an diesem Anlass war Regierungsrätin Rosmarie Widmer Gysel, selber Oberst a. D. «Nein, das ist definitiv kein Pflichttermin für mich», lacht die Militärdirektorin des Kantons Schaffhausen, «das ist mehr eine Herzensangelegenheit!»

Die Pz Br 11 ist eine von zwei Panzerbrigaden der Schweizer Armee. Sie umfasst rund 10 000 Armeeinghörige aus den Kantonen Zürich, St. Gallen, Schaffhausen, Thurgau, Glarus, Luzern, beider Appenzel und beider Basel. Der Jahresrapport dient traditionsgemäss dem Rückblick, der Vorausschau auf das neue Jahr und bietet Gelegenheit für ein Nachdenken über Funktion und Rolle der Armee in unserer Zeit. Diesen Ball nahm sowohl der Zürcher Regierungsrat Mario Fehr als auch seine Amtskollegin aus Schaffhausen gern auf, die turnusgemäss einige Worte an die Wehrmänner richten sollte. In einer launigen Rede verknüpfte Widmer Gysel ihre Erfahrung von Truppenbesuchen («wenn die Politiker wieder mal an die frische Luft dürfen») mit eigenen Erinnerungen an solche Besuche aus der Perspektive der Soldatin. Daran, wie damals alles auf Hochglanz geputzt wurde und – genau gleich wie heute – dann eine «Show» gezeigt werde nach dem Motto: «So viel Spass kann man in der weltbesten Armee haben», sagte Widmer Gysel, sehr zum Amüsement ihrer Zuhörer.



Über 1000 Wehrmänner in den Eulachhallen Winterthur schmunzelten bei Rosmarie Widmer Gysels Erinnerungen.

Bilder lbb



Die Uraufführung des Marsches «Klänge aus dem kleinen Paradies» besorgte das Spiel der Rekrutenschule Aarau unter der Leitung von Hauptmann Werner Horber.

Keine Frage: Hier spricht eine Armeeinghörige zu ihren Kameraden.

Militärmarsch als Mitbringsel

Und doch – beide Systeme, die Armee und die Politik, fussten in der Schweiz auf dem Milizprinzip, beide Systeme seien dadurch stark in die Gesellschaft integriert, was gerade be-

züglich Personalalimentierung immer wieder zu Schwierigkeiten führe und in der Kommunikation mit dem Volk immer wieder zu Höchstleistungen verpflichte. «In der Schweiz ist das Thema Sicherheit ja weitgehend ein abstraktes Thema, weil wir seit Jahrzehnten kaum nennenswerte Bedrohungen mehr hatten», sagt die Regierungsrätin. Die An-

erkennung, die die Armee in der Politik und in der Bevölkerung geniesse, und die daraus genährte Motivation seien daher ein zentraler Wert.

Um in diesem Sinne die Moral der Truppe zu stärken, hatte sich Widmer Gysel ein besonderes Geschenk ausgedacht. «Mir ist aufgefallen, dass an diesen Raporten immer Sechseläuten-, Thurgauer- und andere Kantonsmärsche gespielt werden, einen eigentlichen Schaffhausermarsch gibt es aber nicht.» Daher liess sie vom in London lebenden Musiker Stephan Hodel einen Marsch: «Klänge aus dem kleinen Paradies», komponieren und vom Armeespiel uraufführen. Ein zackiger, moderner Wurf, der ein wenig an Filmmusik erinnert und in der Mitte eine Paraphrase des «Munotglöckleins» aufweist. Brigadier Hans-Peter Kellerhals nahm das Geschenk begeistert entgegen. Ferner ehrte die Brigade gestern besondere Leistungen der Truppe und ernannte mit Karin Keller-Sutter, Hans Holenstein und Melchior Looser drei «Ehregöttis».

Das Sterben ist plan- und verfügbarer geworden

Patientenverfügungen sollen nicht nur den eigenen letzten Willen zum Ausdruck bringen. Ebenso wichtig ist der Miteinbezug der Angehörigen.

VON MARTIN EDLIN

Sterben und Tod sind keine gesellschaftlichen Tabuthemen mehr. Die Zahl jener steigt, die mit Patientenverfügungen ihren Willen festhalten, wie sie von dieser Welt scheiden oder eben nicht scheiden möchten, gerade dann, wenn sie nicht mehr urteils- oder mitteilungsfähig sein sollten. Sie bestimmen so im Voraus, was für sie ein «menschwürdiger Tod» ist, welche lebensverlängernden Massnahmen sie akzeptieren oder verweigern, allenfalls ob sie Organtransplantationen zustimmen oder ob sie als Mitglied einer Sterbehilfeorganisation deren Dienste in Anspruch nehmen wollen. «Das Sterben ist planbarer geworden», sagt Michaela Petre, Oberärztin Geriatrie am Pflegezentrum Schaffhausen. Sie verweist aber nicht nur auf die Fortschritte in der Palliativmedizin und die zunehmende Akzeptanz des Einsatzes von schmerz Lindernenden, das (gewünschte) Risiko eines rascheren Todes mit einbeziehenden Pharmaka. Für sie ist eine Patientenverfügung diesbezüglich hilfreich und keine Einschränkung ihres ärztlichen Berufsverständnisses. Doch dieses «geplante Sterben» besitzt für die Medizi-

nerin eine Kehrseite: «Damit wird versucht, das Abwarten und Geschehenlassen – etwas, das früher alternativlos zum Sterbeprozess und zur Sterbekultur gehörte, auch für die anteilnehmenden Angehörigen – zu umgehen.»

Neue Form mit «Dialog im Zwingli»

Diese Feststellung ging etwas unter an einer sehr gut besuchten Veranstaltung «Mein letzter Wille» im Tagungs-

zentrum Zwinglikirche. Der Anlass der reformierten Kirchgemeinden Schaffhausen, mit dem die alljährlichen «Kronenhofkurse» eine Nachfolgeform unter dem Titel «Dialog im Zwingli» gefunden haben, war eigentlich dem Umgang mit dem Sterben gewidmet, fokussierte sich aber fast ganz auf die Qualität von Patientenverfügungen. Sich rechtzeitig mit dem eigenen Sterben beschäftigen, dies nicht als ein-

maliger Akt, sondern über eine längere Zeit, vor allem im Gespräch mit der Familie, aber ebenso mit anderen Bezugspersonen (zu denen können Fachstellen und Seelsorger gehören), und dann den später durchaus wieder veränderbaren «letzten Willen» festhalten ... dazu rieten sowohl Gisela Vetter als Sozialberaterin der Pro Senectute Schaffhausen wie auch Angela Banteli als Mitarbeiterin der Spitalexternen

Onkologiepflege. Auch dem reformierten Schaffhauser Spitalpfarrer Andreas Egli ist der Miteinbezug des «Systems» (der Kreis der dem Patienten Nächstenstehenden) wichtig: «Der Abschied betrifft nicht nur den Sterbenden, sondern ebenso dessen Angehörigen. Diese Betroffenheit führt zur Beteiligung.» Letzteres zeigte gerade die berührende Schilderung von Arnold Humm, der seine Tochter durch Krebs verloren hat: Der Leidensweg der tief gläubigen Frau, die, als die Schmerzen nicht mehr auszuhalten waren, den Dienst von Exit zu Hilfe nahm, endete durch ihren klar geäusserten Willen in einem «menschwürdigen Einschlafen».

Was uns trägt, ist entscheidend

Der animierte Meinungs austausch, der zwischen den beiden Teilen des Podiumsgesprächs unter Leitung von Beatrice Hoffmann bei Tischgesprächen und Speis und Trank geführt wurde und in Fragen an die Fachleute mündete, drehte sich vor allem um das Wie und Wann von Patientenverfügungen und um deren Verbindlichkeit (sie erhält ab nächstem Jahr durch eine Gesetzesänderung vermehrt Rechtskraft). Ebenso deutlich wurden aber auch die individuellen und keine allgemeingültigen Aussagen zulassenden Haltungen beim Planen und Verfügen. So beantwortete Spitalpfarrer Andreas Egli die Frage, ob gläubige Menschen leichter sterben, mit: «Was uns im Leben trägt, trägt uns auch im Sterben.» Wenigstens daran ändern Patientenverfügungen nichts.



Spitalseelsorger Andreas Egli, Onkologiepflegefachfrau Angela Banteli und Moderatorin Bettina Hoffmann (von links) beim «Dialog im Zwingli».

Bild Simon Brühlmann